

Predigt zu Hebräer 13, 12-14

Liebe Gemeinde,

„ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand / der Himmel soll mir werden, das ist mein Vaterland“. Worte aus einem Lied von Paul Gerhardt, das meist zu Beerdigungen gesungen wird. Vielleicht kennen Sie es, vielleicht haben Sie selbst schon in dieses Lied eingestimmt. Die Worte sollen Trost spenden, sie wollen uns sagen, dass es mit dem oder der Verstorbenen nicht „zu Ende“ gegangen ist. Nein, ganz im Gegenteil: Von einer Heimkehr ist die Rede, wie man ja bei einem Todesfall auch sagt: Von Gott heimgerufen.

Diese Sichtweise ist christlich gut begründet und mutmachend für die, die am Verlust eines geliebten Menschen leiden, die um ihn trauern. Nicht schwarz, sondern weiß ist daher auch die Farbe, die manche Glaubensgemeinschaften bei Beerdigungen wählen: Nicht die Grablegung ist der Mittelpunkt, sondern die Einkehr bei Gott. Nicht Trauer, sondern Freude ist das Gebot der Stunde: „Dort wird er es jetzt besser haben“, so der weniger poetische Ausdruck.

Wer wie ein Paul Gerhardt Not und Elend, Krieg und Krankheit miterleben muss, oder wer Schicksalsschläge, Unrecht und Schmerz bei einem nahestehenden Menschen oder an sich selbst erfährt, der kann sich da gut hineinversetzen. Und der Blick in die Zeitung macht es ebenfalls unmissverständlich: Diese Welt ist nicht das Paradies, wir haben keinen Himmel auf Erden – den suchen wir, den ersehnen wir, weil wir in hier nicht haben.

Nur sehr müde oder sehr verletzte Menschen hören auf zu suchen. Es ist gleichsam ein Hauptmerkmal von uns Menschen, auf der Suche zu sein, unruhig zu sein und nicht teilnahmslos dem Treiben der Welt zuzusehen. Wir lassen ein Leben lang nicht nach zu hoffen, zu kämpfen, denn wir haben Hunger nach Liebe, nach Frieden, nach Gerechtigkeit. Und wir können einfach nicht satt werden.

Wenn es regnet, suchen wir einen Unterstand. Wenn es friert, suchen wir eine warme Stube, und wenn wir hungrig sind, suchen wir nach etwas Essbarem. Unsere Bedürfnisse und das, was unsere Suche vorantreibt, sind meist ganz einfache Dinge. „Erst kommt das Essen, dann die Moral“, wie Bertolt Brecht es formulierte. Und so richtet sich unser erster Gedanke auch nicht auf das himmlische Jerusalem, sondern schlicht darauf, wie wir es besser haben könnten. Das ist menschlich. Und es ist gut und richtig, dass unser erster Gedanke nach der Geburt auch nicht die Frage ist, wie wir nun möglichst schnell vor lauter Heimatliebe wieder in den Himmel kommen.

Denn unsere Heimat, das sind zunächst unsere Verwandten und Freunde. Sie bieten uns Schutz und Begleitung, bereichern unser Leben durch ihr Wissen und ihre Erfahrungen, sie schenken uns ihre Zeit und ihre Liebe. Sie tun uns wohl. Unsere Heimat, das sind auch unsere Begabungen, unsere Interessen und Freuden: Aus einem Stück Holz etwas Schönes schnitzen, Felder bestellen und die Früchte davon ernten. Gedankenvolle Bücher, bewegende Musik, die Natur erwandern, mit einem Glas Wein den Sonnenuntergang betrachten – all das ist Heimat, denn da fühlen wir uns am richtigen Platz, da stimmt die Welt, Gott sei Dank!

Zur Heimat wird uns aber auch weniger Schönes und Angenehmes: Wenn Beziehungen kompliziert werden, wenn die Angst um den Arbeitsplatz und die Sorge um die Gesundheit wachsen, dann kommen unvermeidlich auch Kompromisse ins Spiel. Wir können das eine, das Schöne und Gute, nicht ohne das andere, nicht ohne das Lästige und das Belastende haben. Hier die richtige Balance zu finden, ist eine Lebensaufgabe:

Ist das noch Heimat, wenn ich mich klein machen, alles Mögliche hinnehmen muss, um in meinem Freundeskreis zu bleiben? Ist das noch Heimat, wenn der Beruf zur ständigen Überforderung und das Familienleben zum unseligen Kräftemessen wird? Ist das noch Heimat, wo mehr verschwiegen als einander anvertraut wird?

Leider ja. Leider stellt so etwas für viele Menschen den traurigen Alltag dar, das ist das Leben, mit dem sie sich mehr schlecht als recht arrangiert haben. Den Blick zum Himmel zu heben fällt da schwer, man wird bescheiden oder zynisch, die Hoffnung auf etwas Besseres – im Himmel wie auf Erden –, sie stirbt auf diesem Weg. Doch was ist die Alternative? Wer weiß, was es heißt „ausgeschlossen“ zu sein, allein zu stehen am Rand der Gesellschaft, der versteht den hohen Preis, den viele hier zu zahlen bereit sind:

Lieber Klassenclown oder Prügelknabe in einer Notgemeinschaft, als „draußen vor der Tür“ zu stehen. Wir suchen Gemeinschaft, suchen Unterschlupf und etwas Wärme, weil diese Dinge einfach lebensnotwendig sind. Wählerisch zu sein ist hier ein großer Luxus, ja, und: Haben wir denn die Wahl, uns außerhalb solcher „Hackordnungen“ zu stellen? Es bedarf schon einer starken Persönlichkeit, um seine Lebensziele geradlinig verfolgen zu können und notwendige von falschen Rücksichten, förderliche wie zermürbende Kompromisse immer richtig voneinander zu unterscheiden. Und am Ende bliebe man wohl doch allein.

„Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Verfallen wir nicht einem Missverständnis: Hier wird nicht die Welt schlecht gemacht. Familien-glück, Freunde, die Schönheit der Schöpfung und der Kultur – das kann und darf uns Heimat sein, das kann in Dankbarkeit empfangen sogar zu einem „Gottes-Dienst“ werden. Jesus ging in die Häuser, feierte mit den Menschen und lobte die Werke des Schöpfers, wie wir es tun. Aber er tat noch mehr: Er tat etwas für die Menschen, die die Wunder der Schöpfung nicht so frei genießen können. Die verstrickt sind in Schuld, die sich enttäuscht und verraten sehen von ihren Mitmenschen, deren Lebensperspektive auch bei größter Zuversicht schmerzlich begrenzt ist.

Draußen vor dem Tor: Dieses Bild nimmt den Kreuzweg Jesu in den Blick, den Auszug aus der heiligen Stadt, in die er unter Jubel eingezogen ist, in der er gelehrt und Wunder getan hatte. Draußen vor dem Tor führt der Weg zum Berg Golgatha, dem Kreuzesberg. Auf dem Weg dorthin wird Jesus von vielen verlassen. Die meisten Menschen geben ihn auf, haben nur noch ein Kopfschütteln oder billigen Spott für ihn übrig. Nur wenige verstehen Jesus auf seinem letzten Weg, darunter ein Verbrecher, der ebenfalls gekreuzigt wird. „Und der sprach: Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“

Das Paradies – es begegnet uns in so vielen schönen Dingen und wunderbaren Erfahrungen. Aber wir können es nicht festhalten, wir können unser Leben, unsere Umwelt nicht so einrichten, dass es uns erhalten bleibt. Das wäre zuviel verlangt. Wir haben genug Ideologien und Weltverbesserer gesehen und das Elend, dass sie zusätzlich über die Welt brachten.

Das Paradies erreichen wir auf dem Weg der Nachfolge Christi, auf dem Kreuzweg. Es ist ein Weg, der uns nicht zwangsläufig der Welt den Rücken zukehren lässt – manch einen führt der Kreuzweg erst mitten in die Welt hinein, um dort die eigene Berufung zu erkennen und zu leben: Im Dienst an Notleidenden, in der Verkündigung oder ganz schlicht im Berufs- und Familienalltag, wo Gottes Wort genauso wichtig ist und lebendig sein will. Der Weg zum Paradies hört aber auch nicht auf an den Grenzen unseres vertrauten Lebensraums: „Hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen“, das bedeutet den Weg zu gehen, der beschwerlich ist. >>>> *Ab hier freie Rede/Stichworte:*

Du aber, meine Freude, du meines Lebens Licht / du ziehst mich, wenn ich scheide / hin vor dein Angesicht / ins Haus der wegen Wonne / da ich stets freudenvoll / gleich wie die helle Sonne / mit andern leuchten soll.

Ostereier-Suche, Suche nach Ablenkung, Zeit-vertreib, nach ewig Neuem, weil uns die Gegenwart nicht tröstet, nicht ruhig werden lässt. Suche nach übergeordneten Dingen, höheren Werten, existenzieller Erfahrung und Spiritualität jenseits des billigen Trostes und des lähmenden Alltagstrotts, der uns rosten und arm werden lässt im Geiste.

Verlorenes Paradies, himml. Jerusalem – dazwischen die uns anvertraute Schöpfung. Fliehen können und sollen wir nicht, untertan machen sollen wir sie uns: Aber nicht, indem wir sie mit Verachtung strafen oder uns nahtlos in sie und ihre Gesetze einordnen und uns davon beherrschen lassen. Es kommt darauf an, sie zu würdigen und unsere Aufgabe darin ernst zu nehmen wie unsere Berufung.

Erwarten wir nicht zu viel von unserer Umwelt. Lassen wir nicht zu, dass Ideologien diese Welt auf Biegen und Brechen zum Paradies machen wollen – das kann es nicht werden. Lassen wir Gott den Herrn und Richter sein, und folgen wir seinem Ruf in Demut, voller Liebe zu seinen Geschöpfen und voll Vertrauen auf sein kommendes Reich.

Unruhig ist unser Herz... (Augustin) Was betrübst du dich, meine Seele?

Ich werde ihm noch danken, auf Golgatha, auf meinem Lebensweg, vor seinem Thron. Er schafft mir Recht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft

bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.